

“...und die Seele leuchtet aus dem Style hervor”.  
Zur Stiltheorie im 19. Jahrhundert:  
Heymann Steinthal

JÜRGEN TRABANT  
(Berlin)

1. «L'histoire de la linguistique théorique est une histoire bien étrange: c'est très souvent une histoire sans continuité qui ne connaît que son passé récent et qui ignore son passé plus éloigné» (COSERIU 1967a:74).

In viel stärkerem Maße als dies 1967 für die theoretische Linguistik galt, gilt dies heute noch für die Stilistik: Deren Geschichte scheint überhaupt erst im 20. Jahrhundert zu beginnen. Als Väter der modernen Stilistik gelten kanonisch in Deutschland Vossler (und Spitzer) und in der französischsprachigen Welt Bally. Charakteristisch für diese Verkürzung der Stilistik-Geschichte (und für die spezifisch französische Perspektive dieser Geschichte) ist z.B. die Anthologie zur Stilistik von Guiraud und Kuentz, die nach dem Zitieren einiger Merksätze von Schriftstellern aus dem 18. Jahrhundert (der unvermeidliche Buffon, d'Alembert) und dem 19. Jahrhundert (Chateaubriand, Mme de Staël, Stendhal) und von modernen Linguisten das erste Wort über die «Problèmes théoriques de la stylistique» Charles Bally geben (und Vossler zugunsten Spitzers völlig übergehen) (GUIRAUD/KUENTZ [Hrsg.] 1970). Hatzfelds Stilistik-Anthologie andererseits setzt aus der Perspektive des deutschen Romanisten natürlich mit Vossler ein, der als «der erste Forscher, der die Komplexität des modernen Stilproblems erkannt hat», bezeichnet wird (HATZFELD [Hrsg.] 1975:1). Selbst Coseriu korrigierte in der umfassenden Darstellung der Stilistik-Geschichte in einer unveröffentlichten Tübinger Vorlesung über moderne romanische Stilforschung (1963) dieses Bild nur insofern, als er nicht Vossler, sondern dessen Lehrer Gustav Gröber als den wirklichen Begründer der Stilistik ansah<sup>1</sup>.

---

\* Alle Hervorhebungen in den Zitaten stammen von uns.

<sup>1</sup> Dabei behandelt Coseriu in anderem Zusammenhang zwei Sprachwissenschaftler des

Die Geschichte der Stilistik reicht aber weit ins 19. Jahrhundert zurück, ja sie muß —wie so vieles in der Sprachwissenschaft— geradezu als eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts angesehen werden, in dem sie sich aus der alten Rhetorik zu einem eigenen Gebiet in, zwischen, vor Sprach- und Literaturwissenschaft herausgebildet hat. Zumindest gilt dies für Deutschland, wie Marie-Luise Linn in ihrer —im Detail revisionsbedürftigen— Stilistik-Geschichte belegt hat (LINN 1963). Innerhalb dieser Entwicklung, an der vor allem Humboldt und die Humboldtianer den bedeutendsten Anteil haben und an deren Ende die Vosslersche Umkehrung der Gewichtung von Grammatik und Stilistik zugunsten der Stilistik steht, nimmt Steinthal eine beachtenswerte Stellung ein<sup>2</sup>.

Unsere Darstellung der Stilistik Steinthals verfolgt ein dreifaches Ziel: Erstens soll erneut auf die Geschichte der Stilistik im 19. Jahrhundert aufmerksam gemacht werden. Zweitens sollen Linns sehr kurze und nur auf STEINTHAL 1855 beruhende Bemerkungen ergänzt werden durch eine detailliertere Darstellung von Steinthals Stiltheorie, die er in seinen Aufsätzen «Zur Stylistik» (STEINTHAL 1866) und «Poesie und Prosa» (STEINTHAL 1869) recht ausführlich behandelt hat. Damit wird drittens auch gleichzeitig Waltraud Bumanns Darlegung der Steinthalschen Sprachtheorie vervollständigt, die zwar auf die psychologischen Grundlagen der Stilistik eingeht (BUMANN 1965: 48-53), diese selbst aber bewußt ausklammert (ebd.: 31)<sup>3</sup>.

Es geht uns bei unserer Darstellung der Steinthalschen Stilistik nicht so sehr darum, die Originalität Steinthals gegenüber seinen Vorgängern und Zeitgenossen herauszuarbeiten. Die Steinthalsche Stiltheorie würde sich vermutlich bei näherem Hinsehen als eine Ausarbeitung vor ihm ge-

---

19. Jahrhunderts, bei denen stilistische Überlegungen eine Rolle spielen, nämlich K. W. F. Heyse, der vielleicht sogar als erster den Terminus «Stilistik» im modernen Sinn in die Sprachwissenschaft einführt (s.u. 2.), und G. von der Gabelentz: vgl. COSERIU 1967 a und b. Gabelentz unterscheidet die besondere Handhabung der Muttersprache durch die Individuen als «persönlichen Stil» von einem «nationalen Stil», der Gegenstand der Grammatik ist und der einem Teil dessen zu entsprechen scheint, was Coseriu später «Norm» nennt (GABELENTZ 1901: 104 ff. und 475 f.).

<sup>2</sup> Den Hinweis auf Steinthals Stiltheorie verdanken wir im übrigen der Bibliographie des französischen Stilforschers MAROUZEAU 1969: 9, für den die Kenntnis der deutschen Stilistik noch eine Selbstverständlichkeit war. In neueren Publikationen zur Stilistik haben wir Steinthals Namen nur noch in den Literaturhinweisen von CASSIRER 1975 gefunden. In den gängigen Handbüchern der Geschichte der Sprachwissenschaft weist nur Ivić 1971: 45 f. auf die Verbindung der Steinthalschen Sprachtheorie zur Stilistik des 20. Jahrhunderts hin.

<sup>3</sup> Auch in die von ihr zusammengestellten *Kleinen sprachtheoretischen Schriften Steinthals* (STEINTHAL 1970) hat W. Bumann die beiden Aufsätze zur Stilistik nicht aufgenommen. In ihrer Bibliographie der sprachwissenschaftlichen Schriften Steinthals (BUMANN 1965: 141 ff.) hat sie im übrigen zwar den Aufsatz von 1866, nicht aber die Fortsetzung von 1869 aufgeführt. Die *Schriften* enthalten allerdings den für die Stilistik einschlägigen Vortrag «Die Arten und Formen der Interpretation» (STEINTHAL 1878), auf dessen Darstellung wir hier deswegen verzichten können, weil BUMANN 1965: 50 ff. ihn ausführlich referiert.

äußerter —vor allem Humboldtscher<sup>4</sup>— Gedanken erweisen. Doch nicht die Frage ihrer Quellen steht im Vordergrund unseres Beitrages, sondern die Frage ihrer Vorgängerschaft für die Stilistik des 20. Jahrhunderts. In dieser Hinsicht ist Steinthals Stiltheorie u.E. nach Nietzsches Dreiteilung des historischen Triebes nicht nur von «antiquarischem» Interesse, sondern kann durchaus «monumentalische» und «kritische» Relevanz beanspruchen<sup>5</sup>.

2. Marie-Luise Linn hat auf die Ursprünge der deskriptiven —also nicht-normativen— modernen Stilistik, die den Stil als Ausdruck der Persönlichkeit eines Sprechers auffaßt, in der romantischen Ästhetik (Moritz) und Sprachwissenschaft (Grimm, Humboldt) hingewiesen. Während für Grimm Stilistik in diesem Sinn eher eine marginale Rolle in der beschreibenden Sprachforschung spielte (LINN 1963:78), betone Humboldt gerade als erster «die Bedeutung der Untersuchung der Sprache des Individuums für die Erforschung des Wesens und der Struktur der Sprache» (ebd.: 100).

Linns Ausführungen zu Humboldts «stilistischen» Gedanken müssen aber in folgender Hinsicht präzisiert werden: «Individualität» ist ja einer der zentralen Begriffe der Humboldtschen Sprachphilosophie. Sie kommt nicht nur einzelnen Menschen (und ihrem Sprechen), sondern auch Völkern (und deren Sprachen) zu, und die Sprachwissenschaft zielt letztlich auf die Erfassung der «Individualität» der Völker. Diese zeigt sich nun aber nicht nur in der grammatischen und lexikalischen Struktur, sondern mehr noch in dem «Charakter» der Sprache. «Charakter» bekommt die Sprache durch die Art und Weise, wie der «Geist» den als Werkzeug aufgefaßten grammatischen und lexikalischen Bau der Sprache *gebraucht* (HUMBOLDT 1836/1963:554). Charakter ist «gleichsam der Geist, der sich in der Sprache einheimisch macht und sie, wie einen aus ihm herausgebildeten Körper beseelt» (ebd.: 562). D.h.: «Ihren Charakter entwickelt die Sprache vorzugsweise in den Perioden ihrer Literatur» (ebd.: 558).

Bei den Sprachen *ohne* Literatur läßt sich, da der in der Literatur entwickelte «Charakter» fehlt, daher «selten oder nie ein zusammenhängendes Bild» der Individualität der Völker entwerfen (ebd.: 563). Dies ist nur da möglich, «wo Nationen in einer mehr oder weniger ausgedehnten Literatur ihre Weltansicht niedergelegt und in zusammenhängender Rede der Sprache eingepreßt haben» (ebd.). Diese «Gattung der Sprachforschung» —d.h. eine, die «aus jeder Sprache [...] auf den Nationalcharakter zurückschließen» will (ebd.: 562)—, «erfordert daher eine kritisch genaue Bearbeitung der in einer Sprache vorhandenen schriftlichen Denkmäler und findet einen meisterhaft vorbereiteten Stoff in der philologischen

<sup>4</sup> Insbes. was die Begriffe «Form» und «Stoff» und was «Poesie und Prosa» (vgl. den gleichnamigen Abschnitt in HUMBOLDT 1836/1963:584 ff.) betrifft.

<sup>5</sup> Wir beabsichtigen daher auch, gewissermaßen als Ergänzung zu Bumans Edition der Steinthalschen sprachtheoretischen Schriften, einen Nachdruck der stilistischen Aufsätze.

Behandlung der Griechischen und Lateinischen Schriftsteller» (ebd.: 563 f.). Humboldt verwendet den Ausdruck «Philologie», und nicht «Stilistik», für diese die Rede Einzelner berücksichtigende Richtung der Sprachwissenschaft. Gleichwohl gebraucht Humboldt den Ausdruck «Stil» (ebd.: 577), und zwar offensichtlich gerade zur Bezeichnung des individuellen Sprachgebrauchs, allerdings des Sprachgebrauchs der «veredelten Rede», nicht der «gewöhnlichen Rede» (ebd.: 586): «Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit *und die Seele leuchtet aus dem Style hervor*» (ebd.).

Bei dem Humboldtianer und Hegelianer K. W. L. Heyse erscheint dann der Ausdruck «Stilistik» zur Bezeichnung der Untersuchung der Sprache als «Organ des individuellen Geistes» (Sprache in der Sphäre der Einzelheit), als dritter Teil des *Systems der Sprachwissenschaft* (HEYSE 1856: 252-258), neben der Untersuchung der Sprache als «Organ des Menschengesistes überhaupt» (Sprache in der Sphäre der Allgemeinheit) und der Untersuchung der Sprache als «Organ des Volksgeistes» (Sprache in der Sphäre der Besonderheit). Die Stilistik hat als «Theorie des subjectiven Stils» (ebd.: 258) die «individuelle Sprachform oder eigenthümliche Ausdrucksweise des Individuums» zum Gegenstand (ebd.: 252). Heyse, dessen *System* Steinthal herausgegeben hat, ist zusammen mit Humboldt und Herbart eine der großen Quellen der Steinthalschen Sprachtheorie<sup>6</sup>, und sicher greift Steinthal gerade auf Heyses Verwendung des Terminus «Stilistik» zurück.

3.1. Heyses (hegelsche) Dreiteilung von Menschengesist überhaupt, Volksgeist und individuellem Geist spielt bei der psychologischen Grundlegung der Steinthalschen Sprachtheorie eine Rolle, wo allgemeine Psychologie, Völkerpsychologie und Individualpsychologie unterschieden werden, denen drei Gebiete der Sprachwissenschaft entsprechen, nämlich allgemeine Sprachlehre (oder Sprachphilosophie), besondere Sprachlehre (oder Grammatik) und Stilistik<sup>7</sup>.

Der sich mit der Rede des Einzelnen beschäftigende Teil der Sprachwissenschaft geht aber schon über die Sprachwissenschaft hinaus. In seinen beiden theoretischen Hauptwerken (STEINTHAL 1855: 139 ff. und 1881: 32 ff.) bestimmt Steinthal den systematischen Ort der Behandlung der Stile —die humboldtisch den «Charakter» der Sprache prägen— folgendermaßen: Einerseits hält er fest, «dass der Sprachwissenschaft nicht bloß die Sprache

<sup>6</sup> Vgl. BUMANN 1965: 19-27.

<sup>7</sup> Vgl. BUMANN 1965: 44 ff. Daneben erscheint aber auch die Dreiteilung von *Sprechen* als «Handlung oder Ausübung der Sprache», *Sprachfähigkeit* und *Sprachmaterial* («die von der Sprachfähigkeit im Sprechen einmal geschaffenen Elemente», STEINTHAL 1855: 137), die nicht mit der ersten Trias zusammenfällt. Eine klare Verbindung im Sinne der Kombinierbarkeit von allgemein (universell), besonders (historisch) und individuell (partikular) einerseits und *enérgeia*, *dýnamis* und *érgon* andererseits bei der Sprachbetrachtung hat erst COSERIU 1955-56: 286 f. hergestellt, womit er auch den —bei Steinthal durchaus auch schon angelegten— Saussureschen Identifikationen von universell und *dýnamis* (*langage*), historisch und *érgon* (*langue*) und individuell und *enérgeia* (*parole*) widersprochen hat.

überhaupt (Sprach-Philosophie), sondern auch die einzelnen Sprachen, und diese wiederum nicht bloß nach ihren Elementen und ihrem Bau an sich (Grammatik), sondern auch *in Bezug auf die Weise der Anwendung, welche jede in der Litteratur gefunden hat*, zur Vorlage dienen; oder mit anderen Worten, nicht nur die Form der Sprache, sondern auch ihr Charakter und die in ihr entwickelten litterarischen Formen (oder Redegattungen) und Style sind Gegenstand der Sprachwissenschaft» (STEINTHAL 1881: 32). Andererseits aber sieht er, «dass für die Gestalt der litterarischen Gattungen und der individuellen Style noch ganz andere Momente als die Sprache in Betracht kommen, und zwar viel wichtigere Momente, ja dass die Sprache hier nur eine secundäre Rolle spielt» (ebd.: 33). Stil ist also kein rein sprachliches Phänomen, sondern umfaßt inhaltliche Momente, über die die Sprachwissenschaft gar nichts sagen kann und die Gegenstand der Literaturwissenschaft («Literaturgeschichte») sind: «Die Darstellungsform aber, der Styl, beruht nicht bloß auf der Sprache. Der Platonische Styl wird nicht erschöpft durch seinen sprachlichen Ausdruck. Der Styl hängt allemal auch, und ursprünglicher und bedeutungsvoller als an der Sprache, an der Anordnung und Verbindung der Gedanken selbst, und diese Betrachtung gehört ausschließlich der Literaturgeschichte, nicht der Sprachwissenschaft» (STEINTHAL 1855: 140). Die Stilistik steht damit zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft<sup>8</sup>: «Der Literaturhistoriker muß also wohl Sprachwissenschaft verstehen: aber die Literaturgeschichte geht nicht in ihr auf. Die Sprachwissenschaft ragt weit in die Literaturgeschichte hinein, füllt sie aber bei weitem nicht aus» (ebd.: 141). Genauer gesagt hebt die praktische Stilanalyse die Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft auf: «Wir machen also hier *begrifflich* eine Scheidung [nämlich die zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft], die aber *praktisch* verschwinden muß» (ebd.). Erst vor dem Hintergrund der Trennung von Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft bekommt die Stilistik die «Brückenstellung» *zwischen* den beiden Domänen; sie liegt aber eigentlich einfach *vor* dieser Trennung, die sie nicht berücksichtigt.

3.2. In seinem *Abriß* (1. Auflage 1871) macht Steinthal zwei wichtige Bemerkungen, die in seinem früheren Werk noch fehlen. Die erste Bemerkung ist für die Geschichte der Sprachwissenschaft interessant, die zweite klärt den Stellenwert *stiltheoretischer* Überlegungen in seinem linguistischen System:

Erstens bemerkt Steinthal, daß man den *sprachwissenschaftlichen* Teil der praktischen Stilanalysen aussondern und in historischer Perspektive zu einer *Sprachgeschichte* verbinden könne. D.h. er konzipiert hier eine Sprachgeschichte als Geschichte der Anwendung einer Sprache oder als

<sup>8</sup> LINN 1963: 84 weist darauf hin, daß es sich hier um eine Vorwegnahme der «Brückenstellung» der Stilistik bei Spitzer handelt: «Die gangbarste Brücke zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft ist aber die Stilforschung» (SPITZER 1961, II: 3 f.).

Geschichte von Stilen hervorragender Schriftsteller, wie sie Vossler in seiner französischen Sprachgeschichte realisieren wird (VOSSLER 1929).

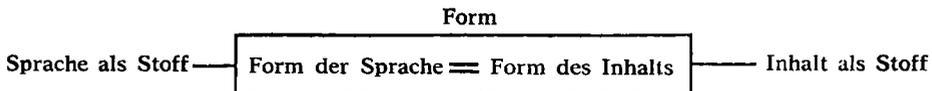
Zweitens —und für unseren Zusammenhang von größter Wichtigkeit— reklamiert Steinthal die *theoretische Fundierung* der praktischen Stilanalyse —und damit auch der Literaturwissenschaft— als Aufgabe der allgemeinen Sprachwissenschaft oder «Sprachphilosophie». Er fordert, «dass die Sprachphilosophie die mannichfache Anwendung der Sprache im Leben hinlänglich begründe und also auch der Litteraturgeschichte den rationalen Boden bereite. Wie verschiedene Redeformen überhaupt möglich sind, muss vor allem aus dem Wesen der Sprache (apriorisch) erkannt werden» (STEINTHAL 1881:34). D.h. modern formuliert, daß die *Stiltheorie* Aufgabe der (allgemeinen) *Sprachwissenschaft* ist, wenn auch die praktische *Stilanalyse* in den beschriebenen Raum zwischen oder vor Sprach- und Literaturwissenschaft gehört. Es wird also von Steinthal schon der Anspruch erhoben, der den modernen Bemühungen um eine «Linguistisierung der Literaturwissenschaft» zugrundeliegt, daß die Linguistik das theoretische Fundament der Textanalyse bereitzustellen hat<sup>9</sup>.

4.1. Dieser Aufgabe der Sprachwissenschaft hat sich Steinthal in den schon erwähnten Aufsätzen von 1866 und 1869 gestellt. Vor allem in dem Aufsatz «Zur Stylistik» hat er die systematische Ortsbestimmung der Stiltheorie gewonnen: Er kritisiert hier zunächst —und wir finden uns hier lebhaft an die aktuelle linguistische Kritik an der traditionellen Literaturwissenschaft erinnert— den bloß «geistreichen» —d.h. im wesentlichen *theorielosen*— Zustand der aktuellen «Lehre vom Styl»: es «zeigen sich in den betreffenden Darlegungen nirgends Kategorieen» (STEINTHAL 1866: 470). Die «geistreiche» Stilbetrachtung seiner Zeit arbeite nur mit Metaphern, Bildern und Gleichnissen und setze unvermittelt Ende und Anfang des Stils in Analogie, d.h. «die Wirkung der Red- und Schreibart auf das Gefühl des Hörenden und Lesenden» mit dem «Charakter des Redners und Schreibers» (ebd.: 471), ohne die «causalen» Verhältnisse zu berücksichtigen, auf denen diese Beziehung beruhe. Dieser «geistreiche» Standpunkt der Stilbetrachtung müsse überwunden werden, «wenn die *Styllehre eine Wissenschaft sein soll*» (ebd.). D.h. die theorielose Praxis der Stylistik muß durch eine Stiltheorie oder —wie Steinthal sagt— «rationale *Styllehre*» ergänzt werden. So wie die Physiologie der beschreibenden Naturwissenschaft das theoretische («causale», «rationale») Fundament liefere, sei die «rationale *Styllehre*» das theoretische Fundament der als deskriptive und historische *Stillehre* aufgefaßten Literaturwissenschaft: «Die rationale *Styllehre* hätte also zu zeigen, auf welchen Bedingungen die Eigenthümlichkeit und die Wirkung jedes Stils beruht, wobei sowohl die Verhältnisse der

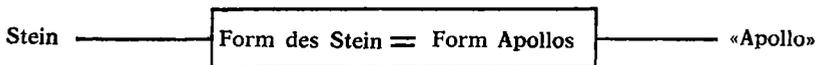
<sup>9</sup> Im Lichte dieser Situierung der Stiltheorie in der allgemeinen Sprachwissenschaft ist allerdings ihr Ausschluß aus Bumanns Darstellung der Sprachtheorie Steinthals nicht mehr zu halten.

objectiv gegebenen Sprache als auch die psychischen im Hörer und Redner und beide in ihrer Wechselwirkung zu beachten wären. Denn der Styl ist ein Verhältniß zwischen der Sprache und dem Ausgedrückten» (ebd.: 472).

4.2.1. Diese Bedingungen versucht Steinthal mit den Begriffen «Stoff» und «Form» zu greifen: Das besagte Verhältnis zwischen der Sprache und dem Ausgedrückten wird zunächst als ein Verhältnis von Form und Stoff bestimmt. Die Sprache wird dabei ganz humboldtisch<sup>10</sup> als eine aus zwei Formen (Lautform und innerer Form) bestehende Form aufgefaßt. Über die Analogie zur Bildhauerei, bei der der Marmor als Stoff, der darzustellende Inhalt («Apollo») aber die Form ausmache, gelangt Steinthal dann zu einer Umkehrung des Verhältnisses, «daß die Sprache wie der Marmor ein Stoff ist, — der ausgedrückte Inhalt die Form» (ebd.: 474). Die Lösung dieses Dilemmas liegt nun darin, daß sowohl die Sprache als auch der Inhalt Stoffe sind, die durch die Rede geformt werden; die Form der Sprache im Text ist zugleich Form des Inhalts: «Die Sprache stellt einen Inhalt dar, indem sie eine Form erhält, welche durch die Verbindung von Sprache und Inhalt *zugleich* die Form dieses Inhaltes ist» (ebd.). Schematisch dargestellt:



Steinthals Beispiel des Standbildes macht diese Verhältnisse noch einmal deutlich: «Der Inhalt der apollinischen Gottheit [= Inhalt als Stoff: «Apollo»] soll mit dem Steine [als Stoff] verbunden werden, was dadurch geschieht, daß dieser Stoff [der Stein] die Form oder Gestalt erhält, welche als Gestalt jenes Inhaltes [«Apollo»] angesehen wird» (ebd.):



Mit dieser Auffassung —und den weiter unten noch darzustellenden weiteren Unterscheidungen— überwindet Steinthal nicht nur den «kahlen Dualismus von Stoff und Form» (ebd.: 476), sondern er erweist sich in der Nachfolge Humboldts auch als Vorgänger der Verwendung dieser Termini in der Zeichentheorie Hjelmslevs<sup>11</sup>.

Was hier für die *Text-* oder *Rede-*Ebene unterschieden wird, d.h. die doppelte Unterscheidung von «Sprache» und «Inhalt» einerseits und «Stoff» und «Form» auf diesen beiden Ebenen andererseits (Sprache als Stoff, Form der Sprache, Form des Inhalts, Inhalt als Stoff) kann durchaus als eine Vorform der Hjelmslevschen Unterscheidung von «Ausdruck» und

<sup>10</sup> Vgl. HUMBOLDT 1836/1963: 416 ff.

<sup>11</sup> Darauf hat schon COSERIU 1954: 176 hingewiesen.

«Inhalt» einerseits und «Substanz» und «Form» auf diesen beiden Ebenen andererseits (Ausdruckssubstanz, Ausdrucksform, Inhaltsform, Inhalts-substanz) angesehen werden<sup>12</sup>. Drei wichtige Unterschiede zu Hjelmslevs Zeichentheorie weist das Steinthalsche «Textmodell» allerdings auf:

Erstens: «Form» ist bei Steinthal immer substantielle Form oder geformte Substanz, nicht reine «algebraische» Form<sup>13</sup>.

Zweitens: Steinthal unterscheidet hier für die Textebene zwar in seiner Argumentation, d.h. von den beiden verschiedenen Substanzen herkommend, zwei Formen (die Form der Sprache und die Form des Inhalts). Es handelt sich aber um *ein und dieselbe* Form, die *zugleich* als Form des Sprachstoffs und als Form des Inhaltsstoffs fungiert<sup>14</sup>. Glossematisch könnte man formulieren, daß Ausdruck und Inhalt in der Textstruktur dieselbe Form haben. Damit wäre bezüglich des Textes oder der Rede im Rahmen der glossematischen Zeichentheorie die Basis der Zeichenhaftigkeit entfallen, für die eine unterschiedliche Ausdrucks- und Inhaltsform definitorisch ist: Der Text hätte eine «*symbolische*» Struktur und keine *zeichenhafte*<sup>15</sup>. Die Sprache «an sich», (d.h. die Sprache außerhalb ihrer Formung im Text), die Steinthal einmal —gegenüber ihrem Vorkommen als «*angewandter* Form» im Text— «reine Form» (!) (ebd.: 472), ein andermal —gegenüber der textuellen Formung überhaupt— «Sprache als Stoff» (ebd.: 474) nennt, hat dagegen zwei verschiedene Formen, die «Lautform und die innere Form» (ebd.: 472), die man sich gut humboldtisch zwei Stoffe formend vorstellen muß: nämlich «auf der einen Seite den Laut überhaupt, auf der andren die Gesamtheit der sinnlichen Eindrücke und selbstthätigen Geistesbewegungen» (HUMBOLDT 1836/1963:422). D.h. gegenüber der «*symbolischen*» Struktur der Rede ist die Sprache «an sich» eine *zeichenhafte* Struktur im Sinne der Glossematik<sup>16</sup>.

Aus dem ersten Unterschied folgt drittens, daß die *Relationen* zwischen Form und Stoff anders sein müssen als in der Glossematik: Während im

<sup>12</sup> Wir haben in TRABANT 1970 ein auf Hjelmslevs Zeichentheorie basierendes Modell literarischer Texte entwickelt, in dessen schematischer Darstellung (TRABANT 1970: 281) die vertikale Achse teilweise, nämlich hinsichtlich des ästhetischen Ausdrucks, mit Steinthal übereinstimmt, s. auch Anm. 15.

<sup>13</sup> Vgl. HJELMSLEV 1963:79 und COSERIU 1954:178 ff.

<sup>14</sup> Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Form des Inhalts bei Steinthal nicht die *logische* oder *psychologische* Form des Inhalts ist (s. STEINTHAL 1866:478). Diese ist eine von der Formung des Inhalts in der Rede unabhängige Formung des Inhaltsstoffes, der sich damit wie die Ausdruckssubstanz Sprache ebenfalls als ein schon *vor* der Rede geformter Stoff erweist, s.u. 4.2.2.

<sup>15</sup> Vgl. HJELMSLEV 1963:113. Wir tendieren heute eher dahin, das in TRABANT 1970 entwickelte Modell eines ästhetischen Zeichens, bei dem eine unterschiedliche Strukturierung von Ausdrucksform und Inhaltsform angenommen wurde, im Sinne Steinthals zu einem ästhetischen «Symbol» zu modifizieren, d.h. anzunehmen, daß die Form des Ausdrucks zugleich die Form des Inhalts ist: vgl. TRABANT (im Druck): 3.1.1. und Anmerkung 23.

<sup>16</sup> Zu dieser Differenz kommt in bezug auf literarische Texte die Differenz zwischen Sprache und Kunst, s.u. 6.

glossematischen Zeichen für die als «reine», d.h. substanzlose aufgefaßte Form der Stoff gleichgültig ist (die Form kann sich in dieser oder jener oder in gar keiner Substanz manifestieren)<sup>17</sup>, stellt Steinthal in einer ausführlichen Erörterung dieses Punktes fest, daß eine enge Beziehung zwischen Stoff und Form besteht und daß nicht jeder Stoff für jede Form geeignet ist (und umgekehrt): «Es ist doch nicht ganz wahr, daß der Marmor und die Gestalt des Apollo ganz gleichgültig gegen einander sind. Aus Fichtenholz ließe sich kein solcher Apollo schnitzen» (ebd.: 473). Die Beziehung zwischen Form und Stoff ist näher folgendermaßen bestimmt: Erstens und *primär* bestimmt die Form den Stoff, indem z.B. «sich der bedächtige Künstler andern Marmor *auswählt* zu einer Venus und andern zu einem Athleten» (ebd.: 473 f.). Zweitens aber ist etwas an dem Stoff, das «nach der Eigenthümlichkeit seiner Natur, seiner Leistungsfähigkeit» (ebd.: 474) die Form mitbestimmen hilft<sup>18</sup>.

Der Primat der Form bei gleichzeitiger Berücksichtigung der «Eigenthümlichkeit» des Stoffes gilt auch für die Inhaltsseite. Auch hier ist die Form insofern primär, als sie, von der freien *Wahl* des Redners abhängig, den Inhaltsstoff strukturiert. Steinthal illustriert das Form-Substanz-Verhältnis auf der Inhaltsseite mit der Analogie von Licht (Form) und beleuchtetem Ding (Inhaltssubstanz): «die darstellende Form ist das Licht, welches den Inhalt sichtbar macht, zeigt. So nun wie die Dinge beleuchtet werden, werden sie gesehen (ebd.: 479). Umgekehrt hängt die Form auch vom Inhaltsstoff ab: «Die Beleuchtung kann freilich die Natur der Dinge nicht ändern; sie ist sogar von den Dingen selbst abhängig; es ist unmöglich, den Sandstein mit der Wirkung zu beleuchten, wie Marmor» (ebd.). Auch in dem späteren Aufsatz wird dieser Parallelismus des Stoff-Form-Verhältnisses auf den beiden Ebenen noch einmal betont (STEINTHAL 1869: 315).

4.2.2. Mit der Verbindung der Stoffe Sprache und Inhalt durch die Form ist aber noch nicht der Kreis der für die Stilfrage relevanten Stoffe und Formen erschöpft. Inhalt und —wie soeben gezeigt— Sprache «an sich» als Stoffe der Rede sind ihrerseits (redeunabhängigen) Formungen unterworfen.

<sup>17</sup> Diese Relation nennt Hjelmslev «Determination» (HJELMSLEV 1963:41). Kritisch dazu, am Anschluß an COSERIUS 1954, TRABANT 1970:54 ff.

<sup>18</sup> Vgl. auch STEINTHAL 1866:475 f.: «Wie der Holzschnitzer und Steinhauer erstlich die physikalische Natur ihres Stoffes [...] beachten müssen [...] und wie sie zweitens von der Natur ihrer Mittel oder Werkzeuge [...] abhängig sind [...]; ohne jedoch daß sie durch diese beiderseitige Beschränkung gezwungen wären, dem Stoffe nur diese oder jene Gestalt zu geben, indem sie sich vielmehr den Zweck, zu dem sie den Stoff bestimmen, frei setzen und die Form nach diesem frei gesetzten Zwecke frei wählen»; ebenso: STEINTHAL 1869:315. Die Übereinstimmung dieser Passagen mit Coserius Bestimmung des Verhältnisses von Form und Substanz in den Kulturgegenständen ist frappant: vgl. COSERIUS 1958:151.

Auf der *Inhaltsseite* unterscheidet Steinthal a) psychologische (offensichtlich naturgesetzmäßig wirkende, passive) Formen: «bewußte und unbewußte Momente, Gefühls-, Vorstellungs- und Trieb-Elemente, die in das Bewußtsein gesetzmäßig kommen und aus demselben schwinden, die sich mit einander verbinden, die mit einander verschmelzen, oder sich trennen, und die auf einander wirken» (STEINTHAL 1866:475) und b) metaphysische und logische Formen des Gedankens, d.h. frei gesetzte, aktive geistige Bearbeitungen der psychologischen Formen, die in dieser Hinsicht geistiger Stoff sind.

Die redeunabhängigen Formungen der *Sprache* als Stoff, die Lautform und die «innere Form», stehen demgegenüber nicht in einer Form-Stoff-Relation zueinander, wie ja in einer Verengung dieser Begriffe auch oft angenommen wird<sup>19</sup>, sondern sind zwei miteinander verbundene Formen, bzw. in bezug auf die rednerische Formung zwei miteinander verbundenen Materialien: «physisches» und «geistiges» Material. Wenn auch die als physisches Material fungierende Lautform unabdingbare Voraussetzung dafür ist, daß der auszudrückende Inhalt «für einen Andern da» (ebd.: 477) sein kann, so ist nach Steinthal doch die als «geistiges Material» fungierende «innere Form», die Bedeutung (Vorstellungen), wichtiger als der Laut. Die rednerische Formung des (seinerseits schon psychologisch und metaphysisch-logisch geformten) Inhaltsstoffs verläuft nämlich zunächst über die Formung des seinerseits schon geformten geistigen Materials der Bedeutungen, «und erst sekundär, weil diese innere Seite unzertrennlich mit dem Laute, der äußern Seite, verbunden ist, hat der Redner auch in dem Laute zu arbeiten» (ebd.): «Er bildet also Geist in Geist, welcher an Lauten haftet» (ebd.).

5. In der neuesten Stilistik gibt es ein oft wiederholtes Axiom, welches besagt, daß jeder Text Stil hat<sup>20</sup>. Die Steinthalsche Stilistik ist demgegenüber auf «literarische» («prosaische» und «poetische») Texte bezogen. Spitzers Satz «Sprache als Kunst verwendet, heißt Stil» (SPITZER 1961, II: 4), bei dem «Stil» nicht jede individuelle Art und Weise des Sprechens, sondern nur eine gleichzeitig auch noch besonders «vollkommene» —eben die ästhetische— individuelle Art und Weise des Sprechens bezeichnet, würde dennoch für die Textbasis der Steinthalschen Stilistik zu kurz greifen. Denn gegenüber Spitzer ist das Ästhetische —das auch Steinthals Textbasis determiniert— nicht nur die «freie Schönheit» der Dichtung («Poesie»), sondern umfaßt auch die «anhängende Schönheit» wissenschaftlicher und rednerischer Texte («Prosa»).

Steinthal schließt nicht-ästhetisches Reden ausdrücklich aus seinen Überlegungen aus: «die Umgangssprache, die mündliche wie die schriftli-

<sup>19</sup> Vgl. TRABANT 1979b: 351 f.

<sup>20</sup> Vgl. z.B. SPILLNER 1974:19 und MICHEL u.a. 1968:34. Wir haben an anderer Stelle auf die Problematik dieses Satzes hingewiesen: s. TRABANT 1979a:578 f.

che, also jeden Geschäftsstyl, Brief-, Canzlei- und Gesetz-Styl, jede Formel-Sprache, wie wichtig sie auch für die Wissenschaft sein mag. Dies alles ist nicht Prosa, sondern Noth- und Verkehrs-Sprache [...] Ästhetische Rücksicht darf in solcher Rede gar nicht eintreten» (STEINTHAL 1869:318). Dennoch öffnet er mit der Einbeziehung des Bereichs der «anhängenden Schönheit» prinzipiell die Stilistik für Gebrauchstexte. Und wenn Steinthal auch bei den Gebrauchstexten nur besonders «vollkommene» Texte im Blick hat, wissenschaftliche Texte und Texte der Redekunst (wobei die ersteren wieder höher stehen als die letzteren (ebd.: 348)), so gibt es doch Stellen in den Stilistik-Aufsätzen, die diese traditionelle Beschränkung auf «veredelte Rede» (HUMBOLDT) sprengen und die eine Stilistik als Texttheorie oder wenigstens als Theorie aller möglichen Texte mit «anhängender Schönheit» aufscheinen lassen:

Einmal sieht Steinthal ganz klar, daß seine Darstellung der Formung der Sprache und des Inhalts in der Rede nicht nur für poetische und «schöne» prosaische Texte gilt, sondern für jede Rede, d.h. daß sie einen allgemeinen Textbildungsprozeß beschreibt: «Hat man eine klare Anschauung von dieser vielfältigen, ich weiß nicht wie vielfältigen, sei es sechs-, sei es zehnfältigen, Verschlingung von Bedingungsarten, in denen sich *jeder Act unserer Rede*, um wie viel mehr jede litterarische Thätigkeit bewegt» (STEINTHAL 1866:476). Zum anderen weiß Steinthal, daß «anhängende Schönheit» jedem praktischen Gegenstand zukommen kann, so daß er auch zugesteht, daß «wie jedem Geräth, so auch der Sprache des praktischen Verkehrs eine gewisse Kunst oder Schönheit anhangen kann. Ja, wenn dies nicht wäre, so wäre Beredsamkeit undenkbar, da diese nur die vollendetste Sprache des Verkehrs ist» (STEINTHAL 1869:323).

6. Auf die ausführlichen Überlegungen Steinthals zum Verhältnis von Mythos und Dichtung, von Praxis, Wissenschaft und Kunst, von Dichtung und Historiographie, zum Roman (Dichtung in Prosa) und zur Redekunst brauchen wir im Rahmen unserer stilistikgeschichtlichen Perspektive nicht einzugehen. Wir wollen aber mit einer Bemerkung zu Steinthals Ästhetik schließen, die in diesem Zusammenhang von Interesse ist. Steinthal kann nämlich in gewisser Weise als Vorläufer der ästhetischen oder literarischen Semiotik angesehen werden, in die heute literarische Stilistik z.T. eingemündet ist.

Steinthal unterscheidet in dem eine kurze Ästhetik darstellenden ersten Teil seines Aufsatzes über Poesie und Prosa zwischem dem Bereich der praktischen Tätigkeit oder *Handlung* und dem theoretischen Bereich, zu dem die Kunst mit ihrer Aufgabe der *Darstellung* gehört. Die praktischen Tätigkeiten sind auf die materielle Umgestaltung der Natur zu menschlichen Zwecken gerichtet. Die Kunst ist aber, trotz der Bearbeitung eines materiellen Stoffes, ihrer Absicht nach theoretisch, oder —modern gesagt— semiotisch: «denn das Ding, den materiellen Stoff, den er [der Künstler] bearbeitet, will er nicht zu irgend welchem nützlichen Gebrauche gestalten,

sondern er will ihn zum *Ausdruck seines Innern, zum Zeichen machen, darstellen*, so daß der Beschauer wisse, was in ihm, dem Künstler, geistig geschaffen war, und daß er ihn *verstehe*, d.h. daß die geistige Schöpfung aus dem Geiste des Künstlers übergehe in den des Beschauers, in diesem nachgeschaffen werde» (STEINTHAL 1869:290).

Zum Bereich der «Darstellung» gehört aber nicht nur die Kunst, sondern auch die Sprache (ebd.: 291, Fn.). Steinthal grenzt nun aber die Zeichenhaftigkeit der Kunst von der der Sprache durch eine Unterscheidung ab, die wir später bei Morris mit der Opposition von «ikonischen Zeichen» und «nichtikonischen Zeichen» wiederfinden, und er nimmt wie Morris eine weitere Bestimmung der Ikonizität der Kunst — deren Designat nach Morris ein «Wert» ist— gegenüber anderen ikonischen Zeichen vor<sup>21</sup>:

a) Der Kunstgegenstand, der ein «Zeichen» ist —«Zeichen» meint hier in Übereinstimmung mit der Umgangssprache den Signifikanten—, unterscheidet sich dadurch von der Sprache, daß zwischen ihm und dem Inhalt «eine gewisse Verwandtschaft» besteht, «vermitteltst deren es möglich ist, daß für uns jener Gegenstand den Werth habe, diesen Inhalt zu vertreten — Verwandtschaft sage ich, d.h. eine gewisse Gleichheit und Übereinstimmung» (ebd.: 291). Morris bestimmte die Ikonizität als eine «Ähnlichkeit» zwischen Zeichenträger (Signifikant) und Denotat (MORRIS 1972:97). Bei der Sprache dagegen fehlt diese «Verwandtschaft»; an ihrer Stelle steht die «Convention»: «Man ist etwa übereingekommen, dieser Gegenstand solle dieses oder jenes darstellen» (STEINTHAL 1869:291).

b) Die —der Morrisschen analoge— nähere Bestimmung der Ikonizität der Kunst führt zur romantischen irrationalistischen Basis von Steinthals Ästhetik: Die Verwandtschaft zwischen ästhetischem «Zeichen» und Inhalt beruht nämlich für Steinthal nur auf «einer Gleichheit der mit ihnen [dem darstellenden Gegenstand und dem Inhalt] gegebenen *Gefühlsbestimmungen*» (ebd.: 292). Eine Statue der Venus stelle nicht deswegen «das Weib» dar, weil sie sich unter die Klasse der Gegenstände mit weiblicher Gestalt subsumieren lasse —dies wäre eine *logische* oder erkenntnishafte Gleichheit—, «sondern weil sie die *Stimmung* erweckt, welche auch der Gedanke des Weibes erregt» (ebd.). Mit dieser Bestimmung der Ikonizität der Kunst als Gleichheit der Gefühlsbestimmungen zwischen Kunstgegenstand und Inhalt grenzt Steinthal die Kunst ab gegenüber anderen ikonischen Zeichen, bei denen eine andere «Verwandtschaft», die logische Gleichheit, vorliegt.

Nur die *konventionelle* Verbindung von darstellendem Gegenstand und dargestelltem Inhalt und die ikonische «Verwandtschaft» von darstellendem Gegenstand und Inhalt auf einer «*logischen Grundlage*» (ebd.: 291) nennt Steinthal «Bedeutung»: «In solchen Fällen aber sagt man vielmehr, ein Gegenstand bedeute etwas, und dann handelt es sich entweder um Erkenntniß oder Mittheilung» (ebd.). Kunstwerke «bedeuten» daher im

<sup>21</sup> Vgl. MORRIS 1972:97 ff. und TRABANT 1980:88.

Gegensatz zu «konventionell» begründeten Zeichen wie der Sprache oder zu «logisch» begründeten ikonischen Zeichen nichts: «Sache der Kunst aber ist weder Erkenntniß noch Mittheilung, und ihre Werke sollen nicht irgend etwas bedeuten» (ebd.)<sup>22</sup>.

## LITERATURVERZEICHNIS

- BUMANN, W. (1965), *Die Sprachtheorie Heymann Steinthals*. Meisenheim am Glan.
- CASSIRER, P. (1975), «On the place of stylistics». In: RINGHOHM u.a. (Hrsg.) (1975), *Style and Text. Studies Presented to N. E. Enkvist*. Stockholm: 27-48.
- COSERIU, E. (1954), «Forma y sustancia en los sonidos del lenguaje». Jetzt in: COSERIU 1962:115-234.
- COSERIU, E. (1955-56), «Determinación y entorno». Jetzt in: COSERIU 1962:282-323.
- COSERIU, E. (1958), *Sincronía, diacronía e historia*. Montevideo.
- COSERIU, E. (1962), *Teoría del lenguaje y lingüística general*. Madrid.
- COSERIU, E. (1967 a), «Georg von der Gabelentz et la linguistique synchronique». *Word* 23: 74-100.
- COSERIU, E. (1967 b), «Zur Vorgeschichte der strukturellen Semantik: Heyses Analyse des Wortfeldes 'Schall'». In: *To Honor Roman Jakobson*. Den Haag/Paris: 489-498.
- GABELENTZ, G. von der (1901), *Die Sprachwissenschaft*<sup>2</sup> (Nachdruck: Tübingen 1969).
- GUIRAUD, P./KUENTZ, P. (Hrsg.) (1970), *La stylistique*. Lectures. Paris.
- HATZFELD, H. (Hrsg.) (1975), *Romanistische Stilforschung*. Darmstadt.
- HEYSE, K. W. L. (1856), *System der Sprachwissenschaft*. Herausgegeben von H. Steinthal. (Nachdruck: Hildesheim/New York 1973).
- HJELMSLEV, L. (1963), *Prolegomena to a Theory of Language*. Madison<sup>2</sup>.
- HUMBOLDT, W. von (1836/1963), *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts* (1836). In: HUMBOLDT, W. von, *Werke*. Bd. III: *Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt 1963:368-756.
- IVIĆ, M. (1971), *Wege der Sprachwissenschaft*. München.
- LINN, M.-L. (1963), *Studien zur deutschen Rhetorik und Stilistik im 19. Jahrhundert*. Marburg.
- MAROUZEAU, J. (1969), *Précis de stylistique française*. Paris<sup>4</sup>.
- MICHEL, G. u.a. (1968), *Einführung in die Methodik der Stiluntersuchung*. Berlin.
- MORRIS, Ch. (1972), *Grundlagen der Zeichentheorie*. *Ästhetik und Zeichentheorie*. München.
- SPILLNER, B. (1974), *Linguistik und Literaturwissenschaft*. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.
- SPITZER, L. (1961), *Stilstudien*. 2 Bde. Darmstadt<sup>2</sup>.
- STEINTHAL, H. (1855), *Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander*. Berlin (Nachdruck: Hildesheim 1968).

<sup>22</sup> Steinthal faßt damit auch die Ikonizität des Kunstwerks radikaler als Morris, für den ja die Zeichenhaftigkeit der Kunst nur durch die gleichzeitige Anwesenheit eines Restes von Konventionalität oder «Bedeutung» garantiert ist: vgl. TRABANT 1980: 88 ff., wo wir im übrigen eine der Steinthalschen Abgrenzung ähnliche Unterscheidung zwischen Kunst und «bedeutenden» Zeichen vornehmen.

- STEINTHAL, H. (1866), «Zur Stylistik». *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 4: 465-480.
- STEINTHAL, H. (1869), «Poesie und Prosa». *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 6: 285-352.
- STEINTHAL, H. (1878), «Die Arten und Formen der Interpretation» (1878). Jetzt in: STEINTHAL 1970: 532-542.
- STEINTHAL, H. (1881), *Abriß der Sprachwissenschaft*. Bd. I: *Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft*. Berlin<sup>2</sup> (Nachdruck: Hildesheim/New York 1972).
- STEINTHAL, H. (1970), *Kleine sprachtheoretische Schriften*. Neu zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen von W. Bumann. Hildesheim/New York.
- TRABANT, J. (1970), *Zur Semiologie des literarischen Kunstwerks*. Glossematik und Literaturtheorie. München.
- TRABANT, J. (1979a), «Vorüberlegungen zu einem wissenschaftlichen Sprechen über den Stil sprachlichen Handelns». In: KLOEPFER, R. (Hrsg.) (1979), *Bildung und Ausbildung in der Romania*. Bd. I: *Literaturgeschichte und Texttheorie*. München: 569-593.
- TRABANT, J. (1979b), «'Formalismus' des Sprechens. In: *Estudios ofrecidos a Emilio Alarcos Llorach*. Bd. 4. Oviedo: 349-362.
- TRABANT, J. (1980), «Zeichen in ästhetischen Handlungen». In: ESCHBACH, A. und W. RADER (Hrsg.) (1980), *Literatursemiotik*. Bd. I. Tübingen: 85-102.
- TRABANT, J. (im Druck), «Glossematik als Semiotik». In: KRAMPEN, M. (Hrsg.), *Klassiker der Semiotik*.
- VOSSLER, K. (1929), *Frankreichs Kultur und Sprache*. Heidelberg<sup>2</sup>.